



Allerseelen

Vital Kopp: Eine Lebensbilanz – Die große Sorge: das Christentum übt keine Anziehungskraft auf den lebendigeren Teil der Menschheit aus – Verzehrende Sehnsucht nach spiritueller Deutung der Welt – Von allzu menschlichen Vorstellungen verdunkelter Gott – Die christlichen Mysterien aus den veralteten Denkhüllen befreien.

Wir kommentieren

den Fragebogen von Kardinal Ottaviani: Das ehemalige Hl. Offizium veröffentlicht geheimes Dokument – Zehn Irrtümer und Gefahren – Wer sich bestätigt fühlt – Eine Gefahr,

die das Hl. Offizium nicht sieht – Rückfall in die vorkonziliare Zeit?

Theologie und Naturwissenschaft

Das Menschenbild der Evolution: Der Mensch, das Endprodukt einer langen Entwicklung – Urmensch und Michelangelos Adam – Gottes Allmacht schafft Wesen, die sich selber schaffen – Irenäus zur Entwicklungsfrage – Benötigte Adam eine besonders entwickelte Intelligenz? – Grundlegende Änderung in der Geschichte des Lebens mit dem Auftreten des Menschen – Neues Risikoelement – Evolution und freie Wahl – Kann die Naturwissenschaft über sittliche Vorkommnisse etwas aussagen? – Der Mensch, naturverbunden und eigenständig, schafft sich selbst.

Ungarn

Zehn Jahre nach dem Aufstand (2): Fünf

Betrachtungsweisen der ungarischen Kirche – 1. Die Katholiken im Widerstand – (Katakombenkirche) und (Kollaborationskirche) – Rolle der Säkularinstitute – Märtyrer oder Verräter? – Ein neuer Josephinismus? – 2. Die Bewegung der Friedenspriester – Annahme der Wirklichkeit – Nicht jeder ist berufen, ein Märtyrer zu sein – Konkrete Formen der (Kollaboration) – 3. Ungarn im Ausland – Résistance – Mobilisierung der Auslandöffentlichkeit – Der kalte Krieg der politischen Publizistik – Aufgabe der Opposition: aufbauende Kritik – 4. Der ungarische Staat – Eine legal existierende Kirche wird erwünscht – Interesse an einer ruhigen Zusammenarbeit – Gefahren der neuen Politik – 5. Ungarn und das Ausland.

Vital Kopp sprach an seinem Grabe

«Ich habe an offenen Gräbern zu oft Worte gehört, die vieles beschönigten, irdische Eitelkeiten erwähnten und daher schlecht zum lapidaren Vorgang der Bestattung eines Menschen paßten. Darum will ich im Augenblick, da ich schon von einer unheilbaren Krankheit ergriffen und dem Tod vielleicht nicht mehr allzufern bin, selber eine kleine Bestandesaufnahme meines Lebens verfassen, die keine fremden Rücksichten zu nehmen braucht.

Vorerst bewegen mich bei meinem Rückblick Gefühle großer Dankbarkeit. Diese hege ich zunächst dem Flecken Beromünster gegenüber, dem Ort meiner glücklichen Jugendjahre. Die klar geordneten Gassen, diese eindrucklichen Sinnbilder für Rang und Stufung, die von allen Seiten her den Wanderer unausweichlich auf den geistlichen Mittelpunkt, auf das Stift, hinführen, haben vermutlich, mehr als ich wußte, mein ganzes Denken bestimmt und mich zeitlebens genötigt, in der großen Welt nach jenen Zeichen zu forschen, die die greifbaren Dinge ebenso planvoll auf ein geistiges Zentrum der Schöpfung hinführen. Mein Geburtsort war mir daher immer eine Art Richtbild für meine Weltbetrachtung überhaupt. Darum habe ich ihn stets so herzlich geliebt, hätte gerne hier mein Leben verbracht und bedaure, daß es mir nur vergönnt ist, als Toter hierher heimzukehren.

Dankbar gedenke ich sodann meiner Eltern. Das feste, aber geräuschlose Wesen der Mutter, das religiöse Gewebe ihres

Herzens und ihre ständige Sorge um das Seelenheil waren mir zeitlebens eine ernste, leider nicht immer treu befolgte Mahnung. Von der Mutter empfang ich allerdings auch jenen Hang zur Düsternis, den ich wohl zu verhüllen, aber nie ganz zu überwinden vermochte. – Mit ganz besonderer Anhänglichkeit gedenke ich meines seligen Vaters. Viele seiner Eigenschaften wären geeignet gewesen, einem Knaben zum Vorbild zu dienen: rastlose Arbeitslust, Ordnungssinn und Bedürfnislosigkeit in körperlichen Dingen; die Abneigung gegen jede Art von Geschwätz, insbesondere gegen alle Intrigen und unredlichen Machenschaften; die Kraft, freie Kritik zu üben und selber zu ertragen, und der Mut, eine Sache, die er als richtig empfand, wenn nötig gegen einen ganzen Harst von Gegnern zu verfechten; die Liebe zu den schaubaren Dingen, insbesondere zu den Pflanzen und zum bestirnten Himmel; die Kunst, über alles zu staunen und sich über nichts zu wundern; sein Hang zum Greifbaren und seine Verehrung für das Unbegreifliche, verbunden mit der glücklichen Fähigkeit, die unlösbaren Rätsel auf sich beruhen zu lassen; sein Mißtrauen gegen das Glück, die gesunde Skepsis gegenüber den Schmeichlern und die heitere Ironie sich selber gegenüber. Gerne wäre ich meinem Vater in allen diesen Dingen nachgefolgt.

Mit besonderer Rührung gedenke ich meiner Geschwister, ihrer nicht zu beschreibenden Anhänglichkeit, der Eintracht, in der wir allezeit miteinander gelebt haben, und des lebenswürdigen Spottes, mit dem sie meine zahlreichen Schrollen ertrugen.

Unter meinen Erziehern muß ich neben einigen vorbildlichen Priestern am Stift Beromünster die Benediktiner von Einsiedeln

und die Jesuiten in Innsbruck mit besonderer Dankbarkeit erwähnen.

Die Benediktiner gaben mir eine gewisse Anleitung, das Maßlose der Religion in eine feste Ordnung einzufangen. Den Jesuiten verdanke ich die Impulse, von zwei Wegen immer den schwierigeren und gefährlicheren einzuschlagen, ohne dabei im großen und ganzen den Gehorsam der Kirche zu verlassen.

Ich rede hier wohlverstanden nur von Beispielen und Anregungen, nicht von der äußerst mangelhaften Art, mit der ich diesen Vorbildern gefolgt bin.

Ein besonders herzliches Wort des Dankes gilt meinen Freunden. Ich hatte und wünschte mir deren nicht viele. Meine Abneigung gegen jede Art von Schmeichelei hat mich auch kräftig dafür bewahrt, populär zu sein. Immerhin habe ich ein paar Freunde treu und hoch verehrt. Jene, die mir besonders verbunden waren, wissen das sehr wohl. Falsche Freundlichkeiten kannte ich nicht. Ich habe jeden Menschen den Grad seiner Nähe stets redlich fühlen lassen. Wenn ich in den letzten Jahren meiner Leiden ziemlich einsam gelebt und mich nun dem allgemeinen menschlichen Schicksal gemäß stumm und ohne Blick zurück davongemacht habe, mögen diese Freunde dennoch nicht daran zweifeln, daß ich ihnen so nahe bleibe, wie es die unbekanntenen Gesetze des Jenseits gestatten.

*

Nach dieser Abtragung des Dankes ist ein kurzer Rückblick auf das Entscheidende in meinem Leben fällig: Der äußere Lebensgang ist bekannt. Er verlief nach Abschluß meiner Ausbildung in den engen Grenzen meines Heimatkantons Luzern und weist an Erfolgen nichts auf, was in dieser Stunde der Erwähnung wert wäre. Es liegt mir einzig am Herzen, nochmals für das so viel geliebte Unerreichte Zeugnis abzulegen: Der Mittelpunkt, um den meine Gedanken zeitlebens kreisten, war die Frage nach dem Sinn der Welt. Diesen konnte ich gemäß meinem Glauben nur in der künftigen Heimholung allen Geistes in Gott erblicken. In diesem Sinne gab es auch für mich nichts Profanes. Darum kannte mein Leben eigentlich nur eine große Sorge: die bedrückende Wahrnehmung, daß das Christentum seine Anziehungskraft auf den lebendigeren Teil der heutigen Menschheit offensichtlich verloren hat und daß die geistige Emigration der gebildeten Schichten aus der Kirche in stetigem Anwachsen begriffen ist. Es war mir aber von jeher unmöglich, den Grund dieses mich schwer bedrängenden Phänomens im schlechten Willen dieser «Emigranten» zu erblicken. Ich konnte nie glauben, daß unser Jahrhundert «gottloser» sei als frühere Zeiten. Ich fühlte im Gegenteil sehr lebhaft, welch eine verzehrende Sehnsucht nach spiritueller Deutung der Welt durch die moderne Menschheit geht. Doch ich sah, daß der heutige, vornehmlich naturwissenschaftlich denkende Mensch mit dem von allzu menschlichen Vorstellungen verdunkelten Gott unserer gegenwärtigen Verkündigung nichts mehr anzufangen weiß und daß die in überholte Vorstellungen gekleidete christliche Botschaft ihm die Welt nicht mehr überzeugend zu deuten vermag. Es wurde mir immer klarer, daß man die christlichen Mysterien aus den veralteten Denkhüllen befreien und in die Formen der neuen Weltkenntnis umgießen müsse.

Diese Notwendigkeit hat mich seit Jahrzehnten verfolgt, und ich habe einige leider zu sporadische und daher untaugliche Bemühungen unternommen, ihr in Wort und Tat Folge zu leisten. Dahin rechne ich zum Beispiel meine Bestrebungen, das Gedankengut Teilhard de Chardins in Diskussion zu bringen; mein ebenso heftiges wie leider vollkommen erfolgloses Eintreten für die Schaffung eines christlichen mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums in Luzern; die vielen schriftlichen und mündlichen Einzelversuche, die Kirche in meiner Heimat aus den fatalen traditionellen, gesellschaftlichen und parteipolitischen Verflechtungen herauszulösen und ihr

wieder zu jener freien geistigen Präsenz in der Welt zu verhelfen, deren die Reinheit des Evangeliums bedarf.

Doch diese meine Versuche waren zum Teil verfrüht, zum Teil gewiß auch selber zu wenig ausgereift: jedenfalls mit keinerlei Erfolg gekrönt. Erst jetzt, da meine Kräfte durch Krankheit geschwächt sind, sehe ich so richtig ein, wofür und mit was für Einsätzen ich hätte leben müssen. Hätte ich das mit zwanzig Jahren gewußt, wäre mein Leben vielleicht ein Erfolg geworden. Doch jetzt wohnt die brennende Einsicht in einem Geist, der kaum mehr die Kraft aufbringt, den Zerfall des Körpers ehrenhaft zu bewältigen.

Jeder Grabredner hätte die Mißernte meines Lebens entweder nicht erkannt oder sie gütig verschwiegen und sich vielleicht mit den kleinen Teilerfolgen beschäftigt, die meinem Herzen wenig oder nichts bedeuten. Deshalb hat mich der Hang zur Wahrhaftigkeit gezwungen, in etwas ungewohnter Anmaßung als Richter in eigener Sache aufzutreten.

Ich darf zufügen, daß mich diese Mißernte in meinen eigentlichen Herzensanliegen persönlich keineswegs mit Bitterkeit erfüllt. Sie ist nur ein Teil des allgemeinen menschlichen Geschicks, daß nur Stückwerke unsere Hände verlassen. Sie hilft mir vielleicht, mich mit mehr Demut auf die große Reise zu rüsten, die mir der Meister in seiner Güte schon seit Jahren mit so liebevoller Deutlichkeit angekündigt hat.

Wenn diese Worte verlesen werden, werde ich das schwarze Tor bereits durchschritten haben, mit dem einzigen Passierschein ausgerüstet, dem ich Gültigkeit zumesse: mit dem unerschütterlichen Vertrauen in die Barmherzigkeit Jesu, der ja in die Welt gekommen ist, alles Versagen der Menschen in seine Glorie umzuwandeln.»

Nachwort der Redaktion

Der liebenswürdig ungewöhnliche Mensch, Josef Vital Kopp, den wir unseren Lesern vorstellen, sammelte Uhren. Darunter war eine komplizierte planetarische Uhr, die er in jahrelanger Arbeit repariert und in Gang gebracht hat. Er war der Überzeugung, die Welt sei zuinnerst intakt; man müsse von diesem inneren Kern aus alles in Ordnung bringen. Das hat er auch als Schriftsteller getan.

In Geschichte und Philosophie sowie in den klassischen Sprachen bewandert, schrieb Vital Kopp zuerst drei Romane, die im antiken Griechenland und Rom angesiedelt sind. Der erste, «Sokrates träumt», erschien 1946. Es folgten «Brutus» und «Die schöne Damaris». Von größerer Bedeutung aber wurden seine Werke über Teilhard, mit dessen Ideen er sich zu einer Zeit beschäftigte, als diese noch verfehmt waren. Mit der Übersetzung von Teilhards größtem spirituellen Werk «Der göttliche Bereich» (Olten 1962) wollte Kopp, als ihn die Krankheit traf, sein Leben abschließen. Es wurde ihm aber noch eine Frist zu weiteren Werken geschenkt. Seine Einführung in Teilhards Weltverständnis: «Entstehung und Zukunft des Menschen», ist heute in verschiedenen Sprachen und Kontinenten in einer Gesamtauflage von 100 000 Exemplaren verbreitet. In derselben Linie lag «Ein neues Menschenbild?» (2. Auflage 1963) und «Der Arzt im kosmischen Zeitalter» (1964). Als Testament des Priesters und Seelsorgers erschien kurz vor seinem Tode nochmals (im Rex-Verlag, Luzern) ein Roman: «Die Tochter Sions». Er visiert nicht nur die aktuelle spannungsgeladene innerkirchliche Aufgabe, das Evangelium (im Sinne der Arbeiterpriester und im Geiste Johannes' XXIII.) von den Fesseln kanonistischer, ritueller und bürgerlicher Traditionen zu befreien; er läßt mit seiner Aufbruchs- und Ausbruchsstimmung auch Elemente aus dem Leben des Autors selber wiedererkennen.

Vor drei Jahren mit dem Innerschweizer Literaturpreis ausgezeichnet, hätte Vital Kopp dieses Jahr am 1. November nicht ohne Glanz seinen 60. Geburtstag feiern können. Er hat sich vorher hinweggestohlen. Und noch bevor er am 22. September «die große Reise» antrat, ließ er die in Frage kommenden Grabredner wissen, sie sollten sich keine Mühe machen. Testamentarisch hat er jede Ansprache bei seiner Beerdigung untersagt und die Verlesung der von ihm selbstverfaßten Lebensbilanz gewünscht. Wir sind dankbar, daß wir hier den vollen Wortlaut veröffentlichen dürfen. Die kürzeste Zusammenfassung davon haben wir in dem Schriftwort gefunden, das Josef Vital Kopp seinem letzten Roman vorangestellt hat: «Die Sühneopfer mußten außerhalb des Lagers verbrannt werden...» (Brief an die Hebräer, Kap. 13).

Der Fragebogen von Kardinal Ottaviani

In der neuesten Nummer des amtlichen Publikationsorgans des Hl. Stuhles, den *Acta Apostolicae Sedis* vom 30. September, wird ein ursprünglich geheimes Dokument veröffentlicht. Es ist ein Schreiben des ehemaligen Hl. Offiziums an die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen, unterzeichnet von Kardinal Ottaviani. Der geheime Charakter des Dokumentes wird durch den veröffentlichten Text ausdrücklich bestätigt: «Dieses Schreiben, das aus evidenten Gründen der Klugheit nicht öffentlich bekannt werden soll, muß von den Ortsbischöfen und jenen, denen sie es aus einem berechtigten Grunde mitzuteilen für nötig erachten, streng geheim gehalten werden.» Warum es nun trotzdem veröffentlicht wird, sagt eine Anmerkung der Redaktion. Es sollen die Zweifel, die hinsichtlich des Inhaltes und der Absicht des Schreibens durch die auszugsweise Veröffentlichung in der Presse entstanden seien, behoben werden.

Was nun den Inhalt des Schreibens betrifft, so kann dem lateinischen Wortlaut nichts entnommen werden, was nicht schon in dem ausführlichen Bericht von Henri Fesquet in *Le Monde* vom 11./12. September gestanden hätte. Kernpunkt des Dokumentes sind die zehn Punkte, in denen die Irrtümer und Gefahren aufgezählt werden, von denen die einen hier, die andern dort verbreitet seien. Auf Stichworte reduziert, beziehen sich die Irrtümer und Gefahren auf folgende Gebiete: 1) Heilige Schrift (Inspiration, Irrtumslosigkeit, Historizität), 2) dogmatischer Relativismus, 3) Geringschätzung des ordentlichen Lehramtes, 4) Relativismus der Erkenntnis, 5) (christologischer Humanismus), 6) Transsubstantiation, 7) Beicht, 8) Erbsünde, 9) neue Moral, 10) Irenismus.

Was die Absicht des Schreibens betrifft, bringt der lateinische Wortlaut auch keine neue Klarheit. Man wußte bereits, daß die Bischofskonferenzen zu den zehn eben erwähnten Punkten Stellung nehmen und bis Weihnachten dem Hl. Stuhl Bericht erstatten sollen. Werden diese Berichte angefordert, um sie für die Erstellung eines neuen *Syllabus*, eines neuen Verzeichnisses verurteilter Lehren, auszuwerten? Diesbezüglich enthält das römische Dokument auch nicht die leiseste Andeutung. Und doch ist diese Befürchtung in der Tagespresse ausgesprochen worden. War sie einfach aus der Luft gegriffen? Gehen wir der Sache etwas genauer nach.

Die Freude der Integristen

Die französische Zeitschrift *Le Monde et la Vie* weiß, was die Bischöfe zu tun haben, um der Absicht von Kardinal Ottaviani gerecht zu werden. Sie sollen alle Priester und Gläubigen einladen, ihnen mitzuteilen, welche falschen Lehrmeinungen sie in ihrer Umgebung festgestellt haben. Daß ein solches Vorgehen ein ungesundes Klima der Verdächtigung und Denunziation schaffen würde, scheint diese Zeitschrift nicht zu bekümmern. Ganz im Gegenteil. Ein solch öffentliches Fahnden nach Häresien wäre schon längst fällig gewesen, nämlich im Jahre 1957. Damals hatte Mgr. Joseph Lefebvre ein Lehrdokument für die Vollversammlung des französischen Episkopates ausgearbeitet. Bereits in diesem Dokument wurde nach «*Le Monde et la Vie*» suggeriert, eine solch öffentliche Untersuchung über umgehende Irrtümer anzustellen. Was also der französische Episkopat damals unterlassen hat, soll er jetzt nachholen. Ist doch das neue Dokument von Kardinal Ottaviani für diesen Zweck ebenso geeignet wie das Lehrdokument von Mgr. Lefebvre. «Alle Irrtümer», so schreibt nämlich «*Le Monde et la Vie*», «die heute vom Hl. Offizium genannt werden, wurden schon im Lehrdokument von Mgr. Lefebvre im Jahre 1957 herausgestellt.»

Letztere Ansicht ist beachtenswert, insofern sie besagt, daß die

zehn Punkte des Fragebogens von Kardinal Ottaviani nichts mit dem Konzil zu tun haben, sondern aus einer Zeit längst vor dem Konzil stammen, nämlich aus der Zeit des Pontifikates Pius' XII. Die Feststellung dieses Zusammenhanges ist im Urteil der Zeitschrift nicht etwa eine Kritik am Fragebogen, sondern im Gegenteil eine Begründung für die Sympathie, die sie für den Fragebogen ganz spontan empfindet: Nach dem Intermezzo des Konzils wird wieder an die gute alte Zeit angeknüpft. Diese Auffassung paßt zu einer Zeitschrift, vor deren integristischen Tendenzen der französische Episkopat unlängst warnen mußte.

Gefährdung der Einheit

Wir haben den Fall der Zeitschrift «*Le Monde et la Vie*» etwas ausführlicher dargestellt, weil ihre Reaktion eine Gefahr beleuchtet, der kirchliche Dokumente, deren Gegenstand die Warnung vor Irrtümern ist, ausgesetzt sind: der Gefahr einer tendenziösen Auswertung, der Gefahr einer Verschärfung bestehender Meinungsgegensätze. Die integristische Zeitschrift deutet die Dokumente von Mgr. J. Lefebvre und Kardinal Ottaviani als eine Aufforderung zu einer öffentlichen Inquisition. Sie fühlt sich durch solche Dokumente in ihrer eigenen Haltung bestätigt, obwohl z. B. das Dokument von Mgr. J. Lefebvre die integristische Haltung ausdrücklich tadelt. In ganz eindeutigen Worten wurde den Integristen vorgeworfen, daß sie allem Neuen mit Mißtrauen begegnen und sich, ohne jeden Auftrag der Hierarchie, als Zensoren und Richter gebärden.¹

Nun wird man sagen, daß die «Kongregation für die Glaubenslehre» für die Reaktion der Integristen nicht verantwortlich gemacht werden kann. Das ist gewiß richtig. Aber hat die Erfahrung nicht gezeigt, daß die Integristen auf römische Dokumente mit Warn-Charakter immer auf gleiche Weise reagieren, eben mit einem unbezähmbaren Drang nach Ketzerjagd? Jeder Kirchengeschichtler kennt die Denunzianten-Klubs zur Zeit des antimodernistischen Kampfes unter Pius X. und zur Zeit der Enzyklika «*Humani generis*» unter Pius XII. Wenn also die Reaktion auf Warn-Dokumente vorausgesehen werden kann, muß dann die «Kongregation für die Glaubenslehre» nicht vor jeder Veröffentlichung eines solchen Dokumentes die Frage prüfen, ob die Warnrufe mehr schaden als nützen werden, ob es zu verantworten sei, die vorauszusehende integristische Reaktion zu provozieren?

Diese letzte Frage scheint uns so wichtig zu sein, weil Lehrdokumente mit warnendem Inhalt doch aus der Sorge um die Einheit der Kirche erlassen werden. Worin aber besteht die Einheit der Kirche? Ist die Lehre das einzige Moment, das die Einheit der Kirche ausmacht? Besteht die Einheit der Kirche nur in der Zustimmung des Verstandes der Gläubigen zu Wahrheitsformeln? Gehört zur Einheit der Kirche nicht auch jenes Vertrauen und jenes Wohlwollen, das die Hierarchie mit den Gläubigen und die Gläubigen untereinander verbindet? Sicher ist, daß diese Einheit des Vertrauens durch die inquisitorische Reaktion der Integristen den schwersten Belastungen ausgesetzt wird. Liegt es aber nicht im Interesse der Autorität, solche Belastungen, soweit es von ihr abhängt, zu vermeiden? Die Einheit des Vertrauens ist doch ein so hohes Gut, daß sie nicht aufs Spiel gesetzt werden sollte, es sei denn, die Kirche sei wirklich in ihrem Glauben bedroht. Hiermit ist ganz konkret gefragt: Sind die von Kardinal Ottaviani aufgezählten «Irrtümer und Gefahren» heute eine reale Bedrohung für den Glauben der Kirche, so daß es unumgänglich war, diese Umfrage zu verschicken?

Mißtrauensvotum

Diese Frage müssen wir auf dem Umweg eines Vergleiches beantworten. In seinem zweiten Kommentar zum Fragebogen von Kardinal Ottaviani in *Le Monde* vom 18. Oktober berichtet Henri Fesquet von einem Theologen, der von einer

kirchlichen Amtsperson beauftragt wurde, den Fragebogen im Hinblick auf die Vorbereitung der von Rom geforderten Stellungnahme zu studieren. Dieser Theologe hat bestätigt, was sich einigen Kennern als erste Annahme aufdrängte: Der Fragebogen von Kardinal Ottaviani steht in einem sehr engen Zusammenhang mit jenen Konzils-Schemata der vorbereitenden theologischen Konzilskommission, die im Juli 1962 den Bischöfen zugestellt wurden. Bekanntlich kam von diesen Schemata nur jenes über die Quellen der Offenbarung auf dem Konzil zur Behandlung. Hierzu schreibt der Konzilstheologe *Joseph Ratzinger*:

«Wie erinnerlich, führte die Diskussion des ersten dieser Texte – des Entwurfs über die Offenbarung – zu einem generellen Mißtrauensvotum gegenüber der ganzen Art von Theologie, die sich in allen diesen Entwürfen niedergeschlagen hatte; das bedeutete zugleich einen Neuanfang, der die gegebenen Vorlagen als unzulänglich beiseite schob.»²

Worin gründete dieses generelle Mißtrauensvotum? Ratzinger sieht den Grund für die generelle Ablehnung darin, daß diese Schemata ein schultheologisches System zur Darstellung brachten, «das um so mehr an Wirklichkeitskraft verliert, je mehr es an innerer Perfektion und Klarheit gewinnt». Sehr präzise Begründungen für die Ablehnung finden wir in dem Votum einer Vereinigung lateinamerikanischer Bischöfe: «Die Probleme der heutigen Welt, ihre Erwartungen und ihre Forschungen werden fast restlos ignoriert. (...) Die Ausdrucksweise steht im Gegensatz zum Denken und Empfinden unserer Zeit.»

Der Gegensatz zwischen dem Konzil und der vorbereitenden theologischen Kommission, deren Präsident Kardinal *Ottaviani* war, kann so formuliert werden: Die vorbereitende Kommission bot schultheologische³ Formulierungen der Wahrheit, das Konzil aber forderte eine pastorale Darlegung der Wahrheit. Was unter letzterem zu verstehen ist, formuliert das Konzil so:

«Um diesen Auftrag durchzuführen, obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, die Zeichen der Zeit zu erforschen und im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer Weise, die jeder Generation jeweils entspricht, auf die ewigen Fragen des Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis von beiden zueinander antworten.»⁴

Würde die Kirche diese jeder Generation angepaßte Weise der Antwort nicht finden, so wäre das ein Versagen in ihrer eigentlichsten Sendung, es wäre der Bankrott der Kirche. Das ist die Erkenntnis, die sich auf dem Konzil durchgesetzt hat. Deshalb wollte es seine Zeit nicht an die Irrtümer und Lehrgefahren verschwenden, die in den Schemata der vorbereitenden Kommission zusammengetragen waren. Es schien den Konzilsvätern überflüssig, Irrtümer, die bereits in der Enzyklika «*Humani generis*» verurteilt waren, noch einmal zu verurteilen.

Vorkonziliare Mentalität

Das ist nun offenbar der Punkt, in dem die «Kongregation für die Glaubenslehre» anders denkt als das Konzil. Haben wir doch von den zehn Lehrpunkten des Fragebogens deren sieben in der Enzyklika «*Humani generis*» vorgefunden: Heilige Schrift, dogmatischer Relativismus, Geringschätzung des ordentlichen Lehramtes, Relativismus der Erkenntnis, Transsubstantiation, Erbsünde, Irenismus. Ein achter Punkt, der sich auf die Situations-, Geschlechts- und Ehemoral bezieht, wurde in den Ansprachen Pius' XII. (1952 und 1956) und während seines Pontifikates vom Hl. Offizium behandelt.⁵ Damit der Leser sich ein Bild machen kann, in welcher Weise der Fragebogen von Kardinal Ottaviani die Enzyklika *Humani generis* neu auflegt, bringen wir jene Formulierungen der beiden Dokumente, die die Eucharistie betreffen.

► Enzyklika *Humani generis*:

«Es fehlt nicht an solchen, die geltend machen, die Lehre von der Transsubstantiation müsse, insofern sie sich auf einen antiquierten Begriff von der Substanz stütze, so verbessert werden, daß die wirkliche Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie auf einen gewissen Symbolismus zurückgeführt werde, demzufolge die konsekrierten Gestalten nur wirkliche Zeichen der geistigen Gegenwart Christi und seiner innigen Vereinigung mit den gläubigen Gliedern im mystischen Leibe wären.»

► Fragebogen von Kardinal Ottaviani:

«Es fehlt nicht an solchen, die die wirkliche Gegenwart Christi unter den Gestalten von Brot und Wein erörtern und einem übertriebenen Symbolismus huldigen, als ob Brot und Wein nicht durch die Transsubstantiation in Leib und Blut Christi verwandelt, sondern nur auf eine andere Ebene der Bedeutung erhoben würden.»

War diese Wiederholung eine unumgängliche Notwendigkeit? Ist denn das, was der Gläubige braucht und was das Konzil gefordert hat, nicht die positive Hilfe, eine Darstellung des Glaubensgeheimnisses, aus der der Mensch von heute leben kann, da sie seinem – vom Konzil festgestellten – neuen⁶ Denken und Empfinden entspricht? Was hiermit gemeint ist, zeigt schon der bloße Bericht über einen Vortrag von *Karl Rahner* auf dem Theologenkongreß in Rom Ende September:

«Karl Rahner seinerseits setzte sich mit einer einseitigen und dinglichen Auffassung von der wirklichen Gegenwart des Herrn in der Eucharistie auseinander. Er zeigte, daß die eucharistische Gegenwart nicht von den andern Formen der Gegenwart Christi getrennt werden kann, im Besonderen nicht von seiner Gegenwart im Wort, da sie gleichsam der Höhepunkt und die Synthese von allen Formen der Gegenwart des Herrn ist.»⁷

Hier spürt man das Bemühen, aus festgefahrenen Positionen und Verhärtungen herauszukommen, eben jenes Bemühen, das im Fragebogen von Kardinal Ottaviani so schmerzlich vermißt wird, wie der bereits erwähnte theologische Experte («*Le Monde*», 18. Oktober 1966) zum Abschluß seiner Analyse der zehn Punkte des Fragebogens feststellt:

«Man wünscht, daß die Bischöfe in großer Zahl die römischen Autoritäten mit allem gebührenden Respekt, aber mit Entschiedenheit wissen lassen, daß sie die im Schreiben erwähnten Lehrpunkte gewiß nicht für unwichtig halten, aber daß sie sicher sind, daß der Dienst an der Glaubenswahrheit verlangt, in jenem Sinne und auf jene Weise zu arbeiten, wie es von den offiziellen Konzilsdokumenten verlangt wird, und nicht auf jene schmerzlich anachronistische Weise, die diesen Fragebogen charakterisiert.»⁸

M. Brändle

Anmerkungen

¹ Documentation Catholique, 1957, Spalte 1144.

² Joseph Ratzinger, Die letzte Sitzungsperiode des Konzils. Verlag J. P. Bachem, Köln, 1966, 82 Seiten, S. 26.

³ Was unter «schultheologisch» zu verstehen ist, zeigen die Sätze, mit denen Ratzinger das Schema der vorbereitenden Kommission über das christliche Ethos charakterisiert: «Aber ihre Antworten waren allzu fertig, als daß sie hätten überzeugen können. Sie waren von einer Sicherheit geprägt, die keine Deckung in der Offenbarung fand, und von einer autoritären Entschiedenheit, die der Differenziertheit des Wirklichen einfach nicht mehr angemessen war. Und sie waren geprägt von Kategorien, die mehr antiken als christlichen Ursprungs sind» (1. c. S. 25f.).

⁴ Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, Nr. 4.

⁵ Der einzige Punkt des Fragebogens, der eine erst während und nach dem Konzil aktuell gewordene Frage betrifft, ist die Beicht: Notwendigkeit des privaten Sündenbekenntnisses und Bußsakrament als Aussöhnung mit der Kirche. – Der «christologische Humanismus» von Punkt 5 visiert die theologischen Kontroversen über das Bewußtsein Jesu von seiner Göttlichkeit, die nach einer Bibliographie von K. Rahner mit einer neueren Fragestellung 1949 anheben, und dann Jahr für Jahr in den theologischen Zeitschriften weitergeführt werden. – Der Vorwurf, die jungfräuliche Empfängnis, die Wunder und die Auferstehung werden «dem

Wortlaut nach zugegeben, tatsächlich aber auf eine rein natürliche Ordnung reduziert» fand sich im Kommentar des (Osservatore Romano) zur Indizierung H. Duméry's im Jahre 1958.

⁶ «In der Tat scheinen die von früheren Generationen überkommenen Institutionen, Gesetze, Weisen des Denkens und Empfindens dem heutigen Stand der Dinge nicht mehr recht angepaßt.» Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, Nr. 7.

⁷ Informations Catholiques Internationales, 15.10.66. – Wer sich für eine weitere Gegenüberstellung der Formulierungen interessiert, vergleiche Punkt 5 des Fragebogens über das Bewußtsein Jesu mit Karl Rahner, Schriften zur Theologie, Bd. V, S. 244.

⁸ Eben berichtet Henri Fesquet ((Le Monde) 23./24. Oktober) die Stellungnahme der französischen Bischofskonferenz: «Auf keinen Fall ein neuer Syllabus, sondern Ermutigung aller Bemühungen um Klarheit und Fortschritt in der Darstellung der Lehre.»

DER MENSCH IN DER SICHT DER EVOLUTION

Eine meiner Studentinnen berichtete kürzlich über ein Erlebnis, das sie als Hauslehrerin in einer Familie hatte. Der Knabe, den sie unterrichtete, ging offensichtlich in eine katholische Schule. Eines Abends fand sie ihn mit einer Zeichnung beschäftigt. Es war seine (Hausaufgabe für Religion). «Die Schwester gab uns auf, eine Zeichnung anzufertigen, wie Gott den Adam erschuf.» So zeichnete der Knabe Gott Vater mit einem langen Bart, wie man es in Bilderbüchern für Kinder sehen kann. Gott war in seiner Werkstatt und formte aus Lehm den Körper einer herrlichen modernen Athletengestalt. Als der Bub so zeichnete – berichtete die Studentin –, bemerkte er weiter: «Papa sagt, der Ahne des Menschen sei ein Affe gewesen. Dieser Affe stamme zusammen mit den Katzen, den Schweinen und den Fischen von andern Ahnen ab; und wenn man weit genug zurückgehe, komme man zur Amöbe. Alle Lebewesen hätten sich aus einer Amöbe entwickelt. So sagt Papa. Aber die Schwester in der Schule sagt, Gott habe den Menschen aus Staub geschaffen, wie es in der Bibel steht, und dann habe er eine Rippe von ihm genommen, um Eva zu erschaffen. Wer hat recht?»

Diese kleine Geschichte spiegelt recht gut die Art und Weise wider, wie viele Leute seit Darwin das Menschenbild der Evolution mit dem christlichen vergleichen und ihm entgegenstellen. Sie zeigt eine Mentalität, die noch immer bei vielen gebildeten Menschen anzutreffen ist, Universitätsprofessoren nicht ausgeschlossen. Bei Zusammenkünften von anthropologischen und biologischen Gesellschaften werde ich beispielsweise im privaten Gespräch oft gefragt, wie ich katholischer Priester sein könne und dennoch die menschliche Evolution studiere und doziere.

Diese Geschichte zeigt aber auch, wo der Kern des Problems liegt. Er besteht nicht in erster Linie in einem philosophischen Gegensatz zwischen den Begriffen Schöpfung und Entwicklung. Auch nicht in der Gegenüberstellung der wörtlichen Interpretation der biblischen Erzählung vom Schöpfungswerk in sechs Tagen mit den Hunderten von Millionen Jahren, die von den Geologen und Paläontologen genannt werden. Der Kern des Problems liegt genau dort, wo das Schulkind ihn gesehen hat, nämlich im Menschenbild. War der erste Mensch ein Meisterwerk Gottes, oder war er bloß ein erfolgreicher Affe? In diesem Artikel möchte ich kurz das Menschenbild entwerfen, das uns die Evolutionslehre vorlegt, und es mit der traditionellen christlichen Auffassung vergleichen.

Das Menschenbild der Evolution

► Der Mensch erscheint auf der Erde zu einem Zeitpunkt, da andere Lebewesen schon ungeheuer lange existiert haben. Seine Geschichte füllt nur einen kleinen Bruchteil der gesamten Geschichte des Lebens aus. Wenn wir die Aufzeichnungen der Geschichte des Lebens studieren, wo sie sich gut erhalten haben, zum Beispiel bei den Wirbeltieren, so stellen wir fest, daß der ganze Befund auf die Entstehung höherer Lebewesen aus niedrigeren hinweist. Auch die Funde früherer Menschen beweisen, daß unsere Vorfahren umso weniger menschenähnlich ausgesehen haben, je weiter wir zeitlich zurückgehen: das Gehirn wird kleiner, das Gesicht gröber, die Zähne größer, die Kaumuskulatur stärker, und die Hände scheinen zur Handhabung feiner Werkzeuge ungeeignet.

Diese Tatsachen, zusammen mit manchen anderen, veranlassen

den modernen Anthropologen, die Entwicklung des Menschen aus niedrigeren Primaten als eine Tatsache zu betrachten, die so sicher ist wie die Entwicklung anderer Lebewesen. Der Mensch ist durch die Gesetze seines Werdens als Art nicht mehr eine Ausnahme, ebensowenig wie durch die Gesetze, die sein Werden als Individuum bestimmen. Für den Anthropologen so gut wie für den Paläontologen erscheint deshalb der Mensch als die letzte und höchste Lebensform, die in der Entwicklung des Lebens aufgetreten ist. Die höchste und letzte Lebensform ist er wegen aller Lebensformen, die ihm vorangegangen sind und die ihn sozusagen vorwärts und aufwärts gestoßen haben.

► Eine ähnliche Auffassung wird uns durch die Entdeckungen der Archäologie nahegelegt: Technik und Kultur haben sehr bescheiden begonnen und entwickelten sich zunächst nur sehr langsam. Zugleich können wir feststellen, daß der langsame Fortschritt der Technik in ihren frühesten Stadien parallel mit der Vermenschlichung des Körpers verlaufen ist. Bessere Werkzeuge gehen zusammen mit größerem Gehirn und kleinerem Gesicht. Erst als ein Menschentyp auftritt, der dem heutigen Menschen ähnlich ist, beschleunigt sich der Fortschritt.

Die Geschichte des Menschen, wie sie durch Fossilien und Steinwerkzeuge bezeugt ist, deutet also auf einen fortwährenden Aufstieg aus einem primitiven Stadium, das der tierischen Lebeweise noch nahe war, in Richtung auf das kulturelle, technische und geistige Verhalten, das wir heute mit dem Wort «Mensch» verbinden. Das bedeutet, daß für den Anthropologen die historische Entwicklung des Menschen im Zusammenhang mit der Geschichte des Lebens vor sich geht, die jener vorangegangen ist und sie vorbereitet hat.

► Darüberhinaus hat die enge Verbindung zwischen körperlicher und technischer Entwicklung viele zur Annahme geführt, der Mensch sei für seine Entwicklung weitgehend selber verantwortlich. Vor allem durch die Veränderung der Umwelt ist ja der Mensch geworden, was er heute ist. Zuerst durch primitive Werkzeugherstellung, später durch eine immer mehr und mehr verfeinerte Technik, durch die Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen (Ackerbau, Domestizierung von Tieren, Ausnutzung von natürlicher Energie) hat der Mensch seine Entwicklung in seine eigenen Hände genommen. Nach einem Wort des britischen Archäologen Gordon Childe schafft der Mensch sich selber.

Das ist schon lange klar für die Geschichte der menschlichen Entwicklung nach dem Auftreten des Menschen. Die neuesten Ergebnisse der Anthropologie und Archäologie gehen nun einen Schritt weiter zurück und weisen darauf hin, daß schon in den frühesten Stadien der Werkzeugherstellung wahrscheinlich eine bedeutende Rolle gespielt hat. Es scheint nun sicher, daß die Größe des menschlichen Gehirns und die Gestalt unserer Hand erst ganz menschlich wurden, nachdem der Mensch begonnen hatte, aufrecht zu gehen und Werkzeuge herzustellen. So erscheint der Mensch nicht nur dafür verantwortlich, die materiellen Voraussetzungen als Grundlage seiner Kultur geschaffen zu haben, sondern auch die biologische Entwick-

lung in Richtung eines größeren Gehirns und einer besseren Hand gelenkt zu haben.

Das Auftreten des Menschen wurde also durch die gesamte Geschichte des Lebens, ja durch die des ganzen Universums vorbereitet. Die Geschichte des Menschen ist die einer fortschreitenden Vermenschlichung: im Laufe der Zeit wird der Mensch mehr Mensch und entfernt sich immer weiter von der tierischen Lebensweise seiner Ursprünge. Diese fortschreitende Entwicklung des Menschen ist jedoch weitgehend sein eigenes Werk. All dies betont gleichzeitig die Ähnlichkeiten des Menschen mit niedrigeren Lebewesen und sein einzigartiges Privileg, sein Schicksal in den eigenen Händen zu halten.

Tatsachen und ihre Deutung

Vielleicht ist es gut, darauf hinzuweisen, daß das bis jetzt gezeichnete Bild nicht auf bloßen Hypothesen der Naturwissenschaft beruht, die über Nacht geändert oder widerlegt werden könnten. Es wurden nur solche Merkmale genannt, die von einer ganzen Reihe von Tatsachen gestützt sind, die auf keine andere Erklärungsweise einen annehmbaren Sinn ergeben. Es sind mehrere Wissenschaften (Biologie, Paläontologie, Prähistorie, Soziologie), die uns dieses historische Bild des Menschen vorlegen.

Es muß jedoch gesagt werden, daß man in populären Büchern über die menschliche Evolution – und manchmal auch in andern – über das hier gezeichnete Bild hinaus Aussagen findet, die eine philosophische Interpretation des wissenschaftlichen Menschenbildes darstellen. Solche Literatur bezeichnet man besser mit dem Namen Evolutionismus. Diese Autoren bieten nicht nur ein wissenschaftlich begründetes Menschenbild, sondern eine philosophisch inspirierte Weltanschauung. Weitverbreitete Elemente solcher evolutionistischer Weltanschauungen sind:

- die Leugnung jedes übernatürlichen Eingreifens beim Auftreten des Menschen
- die Leugnung jedes Wesensunterschiedes zwischen nicht-menschlichen Primaten und dem Menschen und
- die Behauptung, der Mensch sei allein verantwortlich für seinen Überstieg über das Tier hinaus.

Es ist wichtig, zu bemerken, daß solche Aussagen eine besondere philosophische Interpretation von wissenschaftlichen Tatsachen und Theorien darstellen und deshalb auch als solche beurteilt werden müssen. Die wissenschaftlichen Daten und Theorien selber zwingen nicht zu diesen Ansichten, aber auch nicht zu ihrem Gegenteil.

Diese Unterscheidung zwischen dem von der evolutionären Biologie nahegelegten Menschenbild und der Weltanschauung des Evolutionismus ist selbstverständlich sehr wichtig. Unglücklicherweise bleibt sie aber bei Christen wie Nichtchristen oft unklar. Das Durcheinander zwischen einem wissenschaftlich gesunden Menschenbild und einer oft materialistisch inspirierten Weltanschauung war lange Zeit die Quelle nutzloser Kontroversen seit Darwin. Wenn man den Unterschied klar herausstellt, leistet man sowohl der Naturwissenschaft wie der Philosophie einen Dienst.

Das christliche Menschenbild

Der zweite Teil soll nun die Bedeutung des eben gezeichneten Menschenbildes für unser Verständnis des christlichen Glaubens untersuchen. Auf die philosophischen Visionen wird nicht eingegangen, die oft auf diesem wissenschaftlichen Bild errichtet werden, sei es die Schau eines Julian Huxley oder eines Teilhard de Chardin.

Wir haben gesehen, daß die Wissenschaft den Menschen als das Endprodukt einer langen Entwicklung des Lebens auf unserem Planeten zeigt. Bei seinem Auftreten vor vielleicht mehr als einer Million Jahren wird der Mensch durch den Stoß von etwa 600 Millionen Jahren Wirbeltierentwicklung vorwärtsgetragen. Die verschiedenen Eigenformen seines Organismus sind in dieser Zeit langsam herangereift, und wenn wir den Verlauf der Primaten-Entwicklung verfolgen, können wir sehen, wie manche der Charakteristika des Menschen Gestalt annehmen, ähnlich wie die Züge des einzelnen Menschen während der Entwicklung im Mutterschoß sich mehr und mehr herausbilden.

Wenn also der Mensch ein Kind der Natur ist, wie kann er dann – wie wir Christen glauben – ein Kind Gottes sein? Wenn er durch die Kräfte der natürlichen Selektion gestaltet wurde, wie kann er dann das Meisterwerk der liebenden Schöpferhände sein? Diese Schwierigkeit gegenüber dem Menschenbild der Evolution haben viele Christen im 19. Jahrhundert äußerst stark empfunden, und vereinzelt ist das auch heute noch der Fall.

Evolution und Schöpfung

Die Schwierigkeit kommt vor allem von einem Mißbrauch oder eher einem Mißverständnis der biblischen Schöpfungserzählung: Wenn man die Erzählung wörtlich auslegt, Gott habe die Welt in sechs Tagen geschaffen, nicht mehr und nicht weniger, und er habe Adams Leib aus Lehm modelliert, so besteht selbstverständlich keine Aussicht, diese Auslegung mit dem Bild der modernen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen. Es ist hier nicht der Ort, die Anfangskapitel der Genesis zu erklären. Es mag der Hinweis genügen, daß heute die meisten katholischen Gelehrten sich darin einig sind, daß wir es da mit einer volkstümlichen Erzählung zu tun haben, die uns auf anschauliche Weise wichtige Wahrheiten über Gott und den Menschen lehrt, jedoch nichts über die entsprechenden historischen oder naturwissenschaftlichen Tatsachen aussagt.

Eine andere, vermutlich tiefere, Wurzel der Schwierigkeit besteht darin, daß viel zu wenig bedacht wird, wie sehr Gott durch die Natur und in ihr wirkt. Gottes Transzendenz über allen Geschöpfen wird fast ausschließlich räumlich aufgefaßt, sie besage, daß Gott «außen und über» allem sei und «von außen» auf die Welt einwirke. Dabei wird übersehen, daß die wahre Transzendenz auch bedeutet, daß Gott der innerste Grund aller Geschöpfe ist und in den Geschöpfen wirkt im Innersten der natürlichen Kausalität, die von der Naturwissenschaft untersucht wird.

Um den Menschen zu schaffen, brauchte Gott den Leib nicht nach Art einer äußeren Handlung zu «modellieren». Wie schon der heilige Thomas andeutet (Summa contra Gentiles III, 77), benützt Gott die Naturkräfte als seine Diener. Weniger mittelalterlich könnten wir sagen, der Plan Gottes sei seit dem Beginn der Zeit ins Herz der Schöpfung geschrieben und entfalte und verwirkliche sich durch die Kräfte der Welt. Die Geschichte des Lebens sei nichts als der herrliche Ablauf von Gottes Schöpfung. Oder tiefer gesagt, Gottes Allmacht und Weisheit tun sich nicht so sehr darin kund, daß er große und wunderbare Dinge tut und schafft, sondern darin, daß er Wesen erschafft, die sich selber schaffen. In dem Maße, als die Geschöpfe am göttlichen Sein teilhaben, besitzen sie auch Anteil an Gottes Schöpferkraft. Im Menschen ist diese Teilhabe an Gottes Schöpferkraft am vollkommensten verwirklicht.

Wenn man das oben Gesagte überdenkt, sieht man leicht, daß das von der Evolution nahegelegte Welt- und Menschenbild durchaus nicht notwendig mit dem christlichen Schöpfungsgedanken in Konflikt kommen muß. Im Gegenteil, es kann uns helfen, unser christliches Glaubensgut tiefer zu erfassen. Im Verlauf etwa der letzten zwanzig Jahre haben viele denkende Katholiken begriffen, daß die bis jetzt erörterte Schwierigkeit eigentlich nur auf einem Mißverständnis der Genesis beruht oder auf einer oberflächlichen Auffassung von Gottes Schöpfermacht und -wirken.

Jedoch empfinden noch viele auf einem andern Gebiet einen möglichen Konflikt zwischen dem christlichen Glauben und der Evolution. Es handelt sich darum, daß im christlichen Menschenbild die menschliche Natur als das Opfer einer ursprünglichen Katastrophe, der Erbsünde, erscheint.

Evolution und Erbsünde

Die Evolution zeigt uns, wie die Menschheit langsam vom Niveau des Tieres zu immer höheren Kulturstufen empor-

steigt. Widerspricht diese optimistische Sicht der menschlichen Geschichte nicht der traditionellen christlichen Lehre, wonach der Mensch in einem Zustand der Schuldlosigkeit und der Vollkommenheit geschaffen wurde, bis er dann elend in die bedauerliche Lage fiel, in der wir ihn heute sehen? Waren die ersten Schritte der Menschheit wirklich ein Höhersteigen über das Tier hinaus – wie uns die Evolution sagt – oder waren sie nicht vielmehr ein Fall aus der idealen Stellung, die Gott den Stammeltern geschenkt hatte?

Ein echtes Problem

Wir stoßen hier auf ein echtes Problem, das schon im 19. Jahrhundert feinfühlere Denker als zentral erkannt haben. So schreibt beispielsweise C. Royer im Vorwort zur französischen Übersetzung von Darwins *«Entstehung der Arten»*: *«Der Darwinismus ist die rationale Offenbarung des Fortschritts, welche die irrationale Offenbarung des Sündenfalls folgerichtig widerlegt.»* Schwelt nicht dasselbe unangenehme Gefühl noch heute in vielen Christen?

Bevor wir eine Antwort versuchen, muß offen anerkannt werden, daß viele traditionelle Bilder, die man bis in die heutige Zeit in volkstümlichen frommen Büchern oder Katechismen findet, dieses unangenehme Gefühl zu rechtfertigen scheinen. Diese Bilder finden vielleicht ihren erhabensten Ausdruck in Michelangelos berühmtem Gemälde der Erschaffung Adams. Der erste Mensch erscheint hier als der ideale Mensch, mit einem so vollkommenen Leib, wie ihn ein Renaissance-Künstler sich vorstellen konnte: er ist die Verwirklichung der klassischen Normen der griechischen Bildhauerkunst. Die geistigen Gaben, die man Adam zuschrieb, entsprachen selbstverständlich der Vollkommenheit des Leibes. Man meinte, er habe ein eingegossenes Wissen von allen Dingen erhalten und brauchte deshalb nichts hinzuzulernen.

Wenn Michelangelos Gemälde ein ausgezeichneter Ausdruck der bisherigen christlichen Vorstellung vom ersten Menschen ist, wie sollen wir dann die vielen Fossilien interpretieren, die uns von unseren Vorfahren ein ganz anderes Bild zeigen? Können ein hochentwickelter Verstand und komplizierte geistige Fähigkeiten in solchen Körperformen gewohnt haben? Oder sollen wir diese tierähnlichen Züge dem von der Erbsünde verursachten Abstieg zuschreiben?

Die Erwähnung Michelangelos und der Normen der griechischen Kunst ruft eine andere Frage hervor, die den Weg zu der von uns gesuchten Antwort ebnet: Ist Michelangelos Gemälde wirklich ein getreuer Ausdruck der christlichen Lehre über die Stammeltern? Ließ er sich in seinem Kunstschaffen nicht eher von Praxiteles als von der Bibel inspirieren? Der Einfluß griechischen Denkens, besonders des Neuplatonismus, auf die christliche Theologie ist bekannt. Dieser Einfluß zieht sich über Augustinus durch das ganze Mittelalter hindurch und erreicht in der Renaissance einen Höhepunkt, gerade während des Konzils von Trient. Die Texte der Konzilsdekrete sind zwar in bemerkenswerter Weise frei von den Bildern, wie sie uns die Kunst Michelangelos und späterer Jahrhunderte zeigen. Aber man muß trotzdem daran denken, daß die wichtigen Lehraussagen dieses Konzils über den Urzustand unserer Stammeltern von Theologen formuliert wurden, die in der Atmosphäre der Renaissance gelebt haben. Es wäre unnatürlich, wenn ihre Lehre nicht die Mentalität und das geistige Klima ihrer Zeit widerspiegeln würde.

Deshalb können wir uns mit gutem Recht fragen: Wieviel vom Denken dieser Theologen über Adams Urzustand ist Ausdruck der authentischen christlichen Lehre? Wieviel davon kann andererseits als Übersetzung des Mythos eines ursprünglichen *«goldenen Zeitalters»* in theologische Begriffe aufgefaßt werden? Ein solcher Mythos ist ja vielen volkstümlichen Traditionen gemeinsam, einschließlich der griechischen. Daß der erste Mensch körperlich und geistig vollkommen sein soll, ist das christliche Lehre oder bloß eine religiöse Version volkstümlicher Mythen, eine Anwendung der platonischen Auffassung, daß am Anfang aller Dinge die Vollkommenheit steht?

Weg zur Lösung

Nach dem biblischen Bericht ist der Mensch von Gott als die Krone der ganzen Schöpfung geschaffen, aber auch als ein unvollkommenes Wesen. Er erhält einen Auftrag: den von Gott gepflanzten Garten zu bebauen und über ihn zu wachen. Deshalb hat er Befehle zu gehorchen und Verbote zu beobachten. Er darf von der Natur nicht völlig nach eigenem Gutdünken Gebrauch machen, sondern muß sich dabei nach dem Plan Gottes richten. Wie wir aus der Fortsetzung des Berichtes in der Erzählung vom Sündenfall sehen, war es für die ersten Menschen möglich, diese Gebote zu übertreten. Die Unsterblichkeit war ihnen versprochen, aber sie konnten sich dieser Verheißung unwürdig erweisen. Dies hatte Irenäus vor Augen; als er schrieb, die ersten Menschen konnten als freie Wesen von Gott nicht vollkommen geschaffen werden, sondern sollten vollkommen werden durch ihre freie Hingabe an Gottes Liebe und mußten auch die Möglichkeit haben, gegen ihre wahre Bestimmung zu handeln. Sinnvollerweise kann man von Erfolg nur reden, wenn auch Mißerfolg möglich ist. Mit andern Worten, um nach dem Plane Gottes der ideale Mensch zu werden, mußte Adam aus freier Entscheidung daran mitwirken, er selber zu werden. Adam mußte wachsen ähnlich wie die Bäume im Garten, den er zu pflegen hatte. Aber bei ihm ging dieses Wachstum im Gegensatz zu den Bäumen nicht notwendig vor sich, sondern freiwillig. Sein Wachstum sollte eine Erziehung sein.

Der erste Schritt dieser Erziehung war ein Mißerfolg. Dies ist das zweite Hauptmerkmal des christlichen Menschenbildes. Kaum war der Mensch von Gott in den Garten hineingesetzt, da machte er schon von seinen Kräften entgegen den Anordnungen Gottes Gebrauch. Der Mißerfolg des ersten Menschen wirkte sich für die ganze Menschheit nach ihm aus. Er gab der menschlichen Natur eine verkehrte Neigung.

► Die Theologen haben versucht, die Folgen dieses ursprünglichen Fehlschlags in philosophischen Begriffen auszudrücken. Aber die Kirche hat nur wenig davon in ihre Lehre aufgenommen. Sie hat jedoch immer daran festgehalten, daß der Mensch natürlicherweise in Konflikt lebt mit sich selber, mit der Gesellschaft, mit der Natur und mit Gott, und daß dies nicht der Zustand ist, in dem Gott den Menschen aufwachsen lassen wollte. Der Mensch ist unfähig – so fügt die Kirche hinzu –, diesen verkehrten Zustand selber zu korrigieren. Er bedarf der Heilung, der Erlösung.

► Die Theologen haben auch versucht, die Wirkungen des Sündenfalls zu verstehen, indem sie den durch die Erbsünde verlorenen Urzustand beschrieben. Mit Gewißheit können wir aber nur sagen, daß der Mensch vor seinem Fehltritt sich der Freundschaft und Vertrautheit mit Gott erfreute, daß er in völligem Einklang mit der Natur und sich selber lebte.

Es dürfte klar sein, daß diese Interpretation keine biologischen Tatsachen einschließt. Sie setzt nicht voraus, daß die ersten Menschen einen Körper gehabt haben, der nach unseren Kriterien (oder denen des griechischen Altertums) außergewöhnlich schön war. Sie verlangt auch nicht, daß Adam eine besonders entwickelte Intelligenz hatte. Alles, was wir sagen können und müssen, ist, daß er den Grad von moralischer Entwicklung und von Intelligenz erreicht hatte, den er benötigte, um mit Gott verkehren und den von ihm erhaltenen Auftrag verstehen zu können.

Ambivalenz der Geschichte

Vielleicht müßten wir trotzdem noch etwas sagen über die Sicht der Geschichte, die dem eben entworfenen christlichen Menschenbild entspricht. Gemäß dem biblischen Bericht sollte die menschliche Geschichte ein Fortschreiten hin zur Vollkommenheit sein. Unvollkommen geschaffen, soll der Mensch mit der Zeit vollkommen werden. Das gilt nicht nur für jeden

Einzelnen, sondern für das ganze Menschengeschlecht. Der anfängliche Fehlschlag zerstört diesen Plan Gottes nicht, jedoch bringt er ein neues Risikoelement mit sich, zerstörerische Kräfte, die den Fortschritt hindern. Die Zukunft des Menschen ist in Gefahr, völlig schiefzugehen. Das gilt nicht nur für die ersten Menschen, sondern für alle folgenden. Vielleicht müssen wir uns sogar darauf gefaßt machen, daß im Verlauf der Zeit, da der Mensch mehr und mehr seiner selbst bewußt wird, seine Kräfte zum Bösen ebenso wie die zum Guten zunehmen. Menschliche Entwicklung und menschliche Geschichte sind deshalb ambivalent.

Dieses vom Glauben bestimmte Geschichtsbild fällt nicht genau mit dem viel einfacheren Bild der evolutionären Wissenschaft zusammen. Die menschliche Geschichte ist nach christlicher Auffassung eher ein Drama als einfach ein natürlicher Vorgang. Sie folgt nicht einer leicht ansteigenden Kurve. Sie ist nicht bis ins letzte von Naturgesetzen bestimmt, sondern ist ein Feld freier menschlicher Entscheidungen. Die christliche Schau der menschlichen Entwicklung findet in der Geschichte eine weitgehende Bestätigung. Da sehen wir, eng ineinander verwoben, echten Fortschritt und entmenschlichende Tendenzen. Diese Feststellung von Historikern und Moralisten paßt zur Tatsache, daß mit dem Auftreten des Menschen die Geschichte des Lebens eine grundlegende Änderung erfährt. Der Mensch setzt nicht einfach die biologische Evolution fort; mit ihm ist eine andere Stufe des Handelns erreicht und beginnen neue Gesetze wirksam zu werden.

Fortschritte in der Erkenntnis, in der Technik, in der Kultur, wie sie von den Forschungen der Anthropologen und Historiker festgestellt werden, bestätigen die christliche Auffassung, daß der Mensch unvollkommen geschaffen und auf eine Vollkommenheit ausgerichtet ist, die er teils durch eigene Anstrengung erreichen soll. Andererseits läßt diese optimistische Betrachtungsweise den moralischen Fehltritt außer acht, der nach christlicher Lehre im frühesten Stadium der menschlichen Geschichte stattgefunden hat. Aber wie sollten Naturwissenschaften über sittliche Vorkommnisse etwas aussagen können? Zwischenmenschliche Konflikte in den frühesten Zeiten der menschlichen Geschichte, deren Spuren von Prähistorikern entdeckt wurden; Grausamkeiten, auf die der Historiker zu jeder Zeit und in jeder Kultur stößt; eine Art des Verhaltens, die man bei keinem andern Primaten kennt; die durch die neuesten technischen Errungenschaften drohende Vernichtung – all diese Tatsachen werfen Fragen über die menschliche Natur auf, die das übliche Menschenbild der Evolution unbeantwortet läßt. Dafür bringt das christliche Menschenbild Licht in dieses störende und doch typisch menschliche Phänomen.

Der Mensch, Schöpfer seiner selbst?

Die letzte Frage, der wir nachgehen wollen, ist die evolutionäre Auffassung vom Menschen als Schöpfer seiner selbst.

Es stimmt zwar, daß dieser Satz (Der Mensch schafft sich selber) zuweilen so verstanden wird, als ob damit geleugnet würde, daß der Mensch von Gott geschaffen wurde. Diese negative Interpretation wird jedoch von den Tatsachen der Naturwissenschaften oder der Archäologie in keiner Weise gefordert. Auch ist sie keine Folgerung aus dem gutbegründeten wissenschaftlichen Menschenbild.

Daß die Evolution vom Menschen an insgesamt eine höhere Stufe erreichte, steht außer Frage. Ein Vorgang, der bis dahin vollständig von den blinden Naturgesetzen gesteuert war, wurde nun einem Lebewesen anvertraut, das mit Verstand und freiem Willen begabt ist. Die Entstehung des Selbstbewußtseins stellt in der Geschichte des Lebens eine Revolution dar. Von da an wird die Evolution nicht mehr von blinder Notwendigkeit geführt, sondern von bewußter und freier Wahl. Das heißt selbstverständlich nicht, daß der Mensch den biologischen und physikalischen Gesetzen nicht unterworfen wäre. Aber es bedeutet, daß er durch Studium und Kenntnis dieser Gesetze dahinkommen kann, sie zu steuern und das bewirken zu lassen, was er wünscht. Deshalb die große Bedeutung des technischen Fortschritts und der fortschreitenden Erkenntnis über die Vorgänge in der Natur. Man muß wohl kaum besonders betonen, daß diese Fähigkeit, die Evolution bewußt zu leiten, ausschließlich dem Menschen zukommt.

Indem die evolutionäre Wissenschaft dieses einzigartige Vorrecht des Menschen, «sich selbst zu schaffen», erkannte, dadurch, daß er seine Umwelt gestaltet, hat sie den grundlegenden Unterschied zwischen Tier und Mensch wieder entdeckt und bekräftigt. Vor einiger Zeit hatten viele den Eindruck, die Evolutionstheorie würde notwendig den Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch, den die Christen festhalten, leugnen. Heute kann man sagen, daß das Menschenbild, das die Evolutionswissenschaft bietet, sowohl den Zusammenhang des Menschen mit der übrigen Natur hervorhebt, als auch seine Eigenständigkeit, die den Menschen von allen andern Lebewesen abhebt.

Diese kurze Gegenüberstellung des Menschenbildes der Evolution mit dem der traditionellen christlichen Auffassung zeigt zunächst, daß Offenbarung und Naturwissenschaft den Menschen unter verschiedenem Blickwinkel betrachten. Die verschiedenen Methoden der Naturwissenschaften und der Theologie sollten uns deshalb warnen vor einem billigen Konkordismus, der die Naturwissenschaft zu gebrauchen wünscht, um krampfhaft dem Glauben einen Halt zu geben, oder dann umgekehrt in der christlichen Lehre eine Entsprechung zu den wissenschaftlichen Erkenntnissen sucht. Beispiele solcher Art mißbrauchter Naturwissenschaft und Theologie finden sich in manchen apologetischen Werken.

Da es jedoch nur eine Menschheit gibt, müssen sich die Darstellungen der Offenbarung und der Naturwissenschaften, wenn sie korrekt sind, ergänzen. Deshalb sind wir völlig berechtigt, unter Wahrung der notwendigen Unterscheidungen, in der Wissenschaft eine Anregung für unser religiöses Verständnis des Menschen zu suchen und umgekehrt die Offenbarung zu befragen, um dem wissenschaftlichen Welt- und Menschenbild eine tiefere Deutung hinzuzufügen. Es ist beispielsweise kein Zufall, daß wir heute die kosmischen Dimensionen der Erlösung wiederentdecken. Und andererseits werden wir ohne die Offenbarung nicht imstande sein, die Frage nach der letzten Bedeutung der vom Naturwissenschaftler studierten Evolution zu beantworten.

Jean Frisch (Sophia-Universität, Tokio)

DIE LAGE DER KIRCHE IN UNGARN IM JAHRE 1966 (2)

Der Situationsbericht¹ könnte noch beliebig fortgesetzt werden. Man hat jedoch den Eindruck, daß eine solche Analyse keinen Einblick in die Lage der ungarischen Kirche gewährt. Die einzelnen Mosaikteilchen haben – selbst bei größter Vollständigkeit – nur innerhalb der wahren historischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge informativen Wert. Die Zu-

sammenstellung der Angaben, die Eruiierung des Zusammenwirkens der einzelnen Ereignisse haben bereits eine ideologische Seite.

Fünf Betrachtungsweisen der ungarischen Kirche

Eine Schrift, die die Lage der Kirche charakterisieren soll, zeigt die Perspektiven des Chronisten auch dann, wenn er objektiv bleiben will, das

¹) Erster Teil siehe Nr. 19, S. 208 ff.

heißt «die Lage der Kirche» wird jeweils nach der eigenen Betrachtungsweise abgewogen. Der einzige gemeinsame Zug der bisher praktizierten Betrachtungsweisen ist vielleicht der, daß «die Lage der Kirche in Ungarn» fast ausschließlich in ihrer Beziehung zum Staat gesehen wird. Die diesbezüglichen Analysen stehen mit irgendeiner Aktualität in Verbindung und vertreten irgendeine kirchenpolitische Bestrebung.

Von dieser Perspektive aus wurde die Lage der Kirche seit 1945 von drei Seiten her betrachtet:

► Erstens waren es drei Gruppen der ungarischen Kirche, die diese Fragen erörterten, und zwar: Innerhalb der Landesgrenzen jene, die sich zum Widerstand gegenüber der Unterdrückung bekannten, dann jene, die nach einem Modus vivendi suchten, und als dritte Gruppe die im Ausland lebenden Ungarn.

► Zweitens brachte der ungarische Staat, in seiner Absicht, die Kirche umzuwandeln, des öfteren Erklärungen über die Lage der Kirche vor die Öffentlichkeit.

► Drittens befaßten sich auch die ausländischen Beobachter mit diesem Problem. Jede dieser fünf Gruppen betrachtet die Lage von einem anderen Gesichtspunkt aus, und je nach Lage, Grundprinzipien und Informationen hat jede eine andere Vorstellung davon.

Das Denken der sich im Widerstand gruppierenden Katholiken, der Friedenspriester und der Emigranten bezüglich der Lage der ungarischen Kirche vollzieht sich – obwohl sie alle unter den kirchenpolitischen Ereignissen leiden – auf drei verschiedene Arten; jede der drei Denkart unterscheidet sich mehr oder minder von den anderen beiden. Und offensichtlich hat die offizielle ungarische Politik eine eigene Ansicht, ebenso wie die Ausländer. In den seit 1945 verstrichenen zwanzig Jahren hat jeder, der einer der fünf Gruppen angehört, seine Meinung geändert, jedoch nicht in derselben Richtung. Der Unterschied in der Art, die Meinung zu ändern, unterstreicht die Verschiedenheit der fünf Anschauungen. Wir wollen die fünf Gruppen kurz charakterisieren.

Katholiken im Widerstand

Die Stimme der ersten Gruppe, die der Katholiken im Widerstand, ist seit langem kaum mehr vernehmbar. Ihr Stil wurde von *Mindszenty* geprägt. Die Worte seiner Proklamation aus dem Jahre 1948 sind die Worte eines Klassikers: «Ich stehe für Gott, Kirche und Heimat. Diese Pflicht ist mir durch den geschichtlichen Dienst an meinem Volke aufgetragen worden, das als verlassenes Waisenkind in der großen Welt allein dasteht. Neben den Leiden meines Volkes ist mein eigenes Schicksal unwichtig. Ich klage nicht meine Ankläger an. Wenn ich trotzdem gezwungen bin, von Zeit zu Zeit die Lage zu beleuchten, so ist dies nur der aufbrechende Schmerz meines Volkes, die hervorquellende Träne und der Ruf nach Wahrheit! Ich bete für eine Welt der Wahrheit und der Liebe. Ich bete für die, welche nach dem Worte des Meisters «nicht wissen, was sie tun!» Ich verzeihe ihnen von Herzen» (18. November 1948).

Will man die Lage der ungarischen Katholiken im Widerstand unter dem zunehmenden Druck der Unterjochung verfolgen, so verlagert sich das Gewicht immer mehr auf die Aufzählung erlittener Niederlagen, auf die Erforschung der Absicht der Verfolger, auf die Prüfung des Gewissens. Es entsteht der nunmehr klassische Stil, der für die Berichte über die Lage der Kirche bezeichnend ist: eine Chronik über all das Unrecht, das der verfolgten ungarischen Kirche zugefügt wurde. Dies gibt auch heute noch den Grundton an.

Wenig hören wir über jene Schicht der Gläubigen, die, von der allgemeinen Betrachtung der kirchlichen Lage abgewandt, sich in religiösen Gruppen zusammengeschlossen hatten. In den fünfziger Jahren vermehrten sich die religiösen Gruppen in Ungarn in einem geradezu unbeschreiblichen Ausmaß. Sammelpunkt bildete jeweils ein Priester. Den Beginn bildete individuelle Führung, die sich dann zu gemeinsamen Exer-

ziten und später zu Lehrkursen über Weltanschauungsfragen auswuchs.

Zuweilen erreichten die religiösen Gruppen ein überaus hohes geistiges und spirituelles Niveau, das allerdings seine Abgeriegeltigkeit nicht zu durchbrechen vermochte.

Die Mitglieder der religiösen Gruppen sind auch heute noch ernsthafte Verfechter des religiösen Lebens in Ungarn. Deswegen ungeachtet befinden sie sich nunmehr in einer Krise, nachdem ihre Ideologie an Aktualität verloren hat. Die Gruppen waren im Sinne der Vorbereitung entstanden, geleitet von dem Bewußtsein ihrer Berufung sowie von dem Gedanken, daß innerhalb der Gruppen das neue Christentum entstehen werde, das an die Stelle der demolierten staatsrechtlichen treten sollte. Die Gruppen wurden sogar von der Polizei als «Katholischer Lehrkurs zur Ausbildung der Mittelkader» benannt. Zurzeit verlieren sie mehr und mehr ihren Glauben an jenen Tag X der Bereitschaft, während der Nachwuchs immer mehr versiegt und der «katakombenmäßige» Zustand mit der «Kollaborations-Kirche» im Hintergrund seine Anziehungskraft einbüßt.

Die Kollaborierenden

Die Entwicklung der Kollaboration begann mit der 1950 nach tschechischem Muster organisierten Bewegung des Friedenspriestertums. In der Aula des Konzils wurde die genaue Charakterisierung der Kooperation verlautbart, und zwar auf ausdrückliches Betreiben von Seiten des Staates durch Erzbischof Hamvas: «Der Dialog, zu dem unsere Kirche sich in der neuen Welt entschließt, wurde bei uns in Ungarn – bereits verwirklicht. ... In dieser Sprache begann bei uns der Dialog zwischen dem Heiligen Stuhl und der ungarischen Regierung, und als Ergebnis des Dialoges – in diesem Geiste – wurde es uns möglich, in unserem Vaterland bei der Abwicklung der kirchlichen Angelegenheiten einen normalen, ja sogar herzlichen Ton in den Verhandlungen einzuführen. ... Selbstverständlich haben wir, angesichts unserer Lage, das IV. Kapitel im II. Teil des Schemas 13 mit besonderer Berücksichtigung der Punkte 88 und 89 überaus sorgfältig und eingehend studiert. Im Vorangegangenen sehen wir eine Bestätigung für das Vorgehen jener ungarischen Priester, die, in Vorwegnahme der Ermutigung seitens des Konzils, tatkräftig zur Lenkung der neuen Gesellschaft und zur Gestaltung des neuen Lebens beitragen – wie es der Text des Schemas besagt: «Wer dazu geeignet ist oder sich dazu ausbilden kann, den schweren, aber zugleich ehrenvollen Beruf des Politikers auszuüben, soll ihn nicht um eigener Bequemlichkeit und wirtschaftlicher Vorteile willen zurückweisen.»»

Fremden Beobachtern scheinen die Tatsachen der Kollaboration nicht immer verständlich, und sie wundern sich, daß viele Ungarn sich zu den Worten bekennen, die angeblich der wegen Kollaboration exkommunizierte Kanonikus Nicolau Beresztóczy gesagt haben soll: «Den Händen der Staatspolizei kann man nur als Märtyrer oder als Verräter entrinnen. Nicht jeder ist berufen, ein Märtyrer zu sein!» Imre Várkonyi legt den Geistlichen nahe, daß die Kooperation unumgänglich und die einzige Möglichkeit ist, die Kirche weiter aufrechtzuerhalten. In der Zeitung «Uj Ember» wurde ein Beitrag veröffentlicht über «den Weg der Annahme der Wirklichkeit», womit die Kollaboration gemeint ist. Anscheinend haben sowohl der Staat als auch die aktiv kollaborierenden Friedenspriester den ideologischen Abgrund der Kollaboration im Geiste bereits überbrückt, und zwar – dies kennzeichnet vielleicht am besten das kirchliche Leben – im Geiste des Josephinismus, der in Ungarn auf eine alte Tradition zurückblickt.

Die josephinische Neugestaltung der Priesterschaft und der Kirchenführung bedeutet natürlich in keiner Weise die gleichzeitige Fürsorge um das religiöse Leben der Gläubigen. Letztere wird weiterhin nach den Regeln

des militanten Atheismus (betreut), nunmehr – im Unterschied zu früher – mit weniger administrativen Methoden.

Der kommunistische Staat fordert seit seinem Bestehen die gleichen Rechte, wie sie der frühere ungarische Staat gefordert hat. Um nur einige Beispiele zu nennen:

Rákosi hat Bischof Hamvas vorgehalten, er weigere sich, in der Volksdemokratie den Treueid zu leisten, unter dem Regime Horthys dagegen habe er einen solchen abgelegt. – Bei der feierlichen Einsetzung des Abtes von Pannonhalma beanspruchte der staatliche Beauftragte einen Platz in der ersten Reihe neben den Bischöfen, den Platz, den einst der Vertreter des Königs einnahm. – Der Erlaß 1957/22 fordert die Bestätigung der kirchlichen Oberhäupter durch den Staat. Aber auch die Form, in welcher die Kirche überwacht wird, ist ein Spiegelbild josephinischer Gepflogenheiten: der Staat kontrolliert das Organ der Kirchenverwaltung, die bischöfliche Kurie.

Zur konkreten Form der Kollaboration wurde in Ungarn, mehr noch als in den anderen Volksdemokratien, die Bewegung der Friedenspriester vorgesehen. Im Grunde genommen gibt es drei verschiedene Richtungen der Kollaboration.

► Etwa 10 bis 15 abgequälte, kompromittierte oder nach Karriere strebende Männer, die (Erzfriedenspriester), sind in ihrer Kollaboration zu einer Art Statthalter der staatlichen Kirchenpolitik geworden.

► Sodann gibt es etwa hundert Personen, die auf die Art gewisser linksgerichteter Intellektueller im Westen, auch im Verlauf ihrer Priestertätigkeit, das wirtschaftliche und gesellschaftliche Programm der Regierung fördern und die angebotene Form der Kollaboration, wenn auch mit Vorbehalt, akzeptieren.

► Was aber die überwiegende Mehrzahl der ungarischen Priester anbelangt, so besuchen sie, dem Druck gehorchend, die Friedensversammlungen und hören sich die politischen Reden an, jedoch nur, um nicht zu den Staatsfeinden gezählt zu werden und in Frieden leben und ihre Priestertätigkeit ausüben zu können.

Die katholischen Ungarn im Ausland

Die im Ausland Lebenden beurteilen die Lage der Kirche in Ungarn selbstverständlich in erster Linie aus einem Blickwinkel der Résistance. Über das Thema Mindszenty sind aus der Feder ungarischer Emigranten eine ganze Reihe Publikationen hervorgegangen. Des weiteren befassen sich im Ausland lebende Ungarn regelmäßig mit Studien bezüglich der Lage der Kirche in Ungarn, die auch gegenwärtig eine wichtige Aufgabe im Leben der Kirche Ungarns zu erfüllen haben: sie dienen der Information der im Ausland lebenden Ungarn und der an dem Geschick der ungarischen Kirche interessierten westlichen Öffentlichkeit.

Das Ausmaß ihrer Bedeutung mag folgender Fall vor Augen stellen: Als einer der ungarischen Konzilsväter zur dritten Session erstmals die Reise genehmigung nach Rom erhielt, legten ihm die ungarischen Behörden nahe, er möge sich dafür einsetzen, daß eine von ungarischen Emigranten herausgegebene katholische Zeitschrift ihre Informationen über die Lage der Kirche in Ungarn einstelle. – Der ungarische Würdenträger legte jedoch, nach Ansicht der Behörden, (kein gutes Benehmen an den Tag), denn die Informationen der Zeitschrift erscheinen nach wie vor. – Für die vierte Session erhielt er keine Ausreisegenehmigung mehr und wird auch seither auf die verschiedenste Weise behelligt.

Die Enthüllungen, die im Ausland erscheinende Publikationen ans Tageslicht bringen, sind für die ungarischen Behörden nichts weniger als angenehm, zerstören sie doch die mit so viel Mühe errungenen Sympathien im Ausland. Sie könnten für ihre Kirchenpolitik natürlich auch Sympathien erringen, die vor jeder Krise sicher wären – wenn sie der Kirche tatsächliche Freiheit gewähren würden; aber ein solches Zugeständnis wird, abgesehen von der herrschenden Ideologie, auch durch die ständig sich intensivierende Struktur eines josephinischen Staatskirchentums erschwert.

Die Lage der Kirche in Ungarn hat während der vergangenen 10–15 Jahre wesentliche Veränderungen erfahren. Nach der Zerstörung des herkömmlichen Lebens wurde – wie bereits erwähnt – eine gewaltsame Umgestaltung nach josephinischem Muster in Gang gebracht. Angesichts dessen müssen wir sagen, daß die Kirche in Ungarn, was den Klerus betrifft, zurzeit nicht (in einer Zerstörung), sondern im (Aufbau) begriffen ist. Dementsprechend verkörpern die kollaborierenden Geistlichen heute keineswegs mehr eine (schweigende Kirche), sondern würden durch den Staat aktiviert. Durch den Ausbau direkter Kontakte zum Ausland trachten sie einerseits die aufklärende Tätigkeit der in der Emigration lebenden Priester auszugleichen und sind andererseits bemüht, für die Kirchenpolitik des ungarischen Staates Propaganda zu machen. Ihr Erfolg ist nicht selten der Tatsache zuzuschreiben, daß die ungarischen Publizisten im Ausland, die sich mit den kirchlichen Angelegenheiten der Heimat befassen, in ihren Ausführungen nur selten über eine negative Kritik und über diverse Kommentare bezüglich der Enthüllungen, die sie vor die Öffentlichkeit bringen, hinauskommen, das heißt sie warten nur selten mit konstruktiven Initiativen auf, die auf die realen Zustände tatsächlich auch anwendbar wären und die vorhandenen Kräfte und Bemühungen ernsthaft in Rechnung stellen würden. Der Ton ihrer kirchlichen Berichte nähert sich dem Stil des (Kalten Krieges) der politischen Publizistik, in der nur zwischen den Gegenparteien unterschieden wird, der situationsbedingten Notwendigkeit der Koexistenz und des Dialoges wird aber nicht genügend Rechnung getragen. Staat und Kirche müssen aber gezwungenermaßen in einer Koexistenz nebeneinander bestehen, handelt es sich doch um ihrer beider Untertanen, die ihrerseits die Tatsache in Einklang bringen müssen – und dies nach Möglichkeit, ohne dabei selber aufgerieben zu werden –, daß sie sowohl Mitglieder der Kirche als auch des Staates sind.

Abgesehen von der persönlichen Sphäre der Mitglieder, müssen die Kirche und der von den Kommunisten regierte Staat außerdem auch auf gesellschaftlicher Ebene eine Möglichkeit der Koexistenz haben; denn die andere Alternative, nämlich die Liquidierung des einen oder des anderen Partners, ist nicht möglich.

In der Beurteilung der Kirche in Ungarn genügt es aber nicht, die tatsächlichen Fakten der Kirchenverfolgung festzuhalten; sie erfordert ebensogut die Beachtung einer Reihe neu hinzugekommener Gesichtspunkte; denn in den letzten Jahrzehnten hat nicht nur die ungarische Wirklichkeit eine gewaltige Veränderung erfahren, sondern in ebensolchem Maße auch die ganze Welt. Es hat sich nicht nur das Ungarn der (drei Millionen Bettler) gewandelt, vielmehr wurde ein Großteil der Seelen in Ungarn durch bis dahin fremde Ideen (verseucht).

Stünde die Situation so, daß in Ungarn die Bemühungen des Staates ausschließlich dahingehend gerichtet wären, seinen unbequemen Gegenspieler, die Kirche, zu liquidieren, bliebe dem im Ausland lebenden Ungarntum kaum eine andere Möglichkeit als die geheimen, dem Westen nicht bekannten Verfolgungen zu offenbaren. Die neue Periode des (Kirchenaufbaues) in Ungarn verspricht jedoch den im Ausland lebenden Ungarn eine wesentlich aktivere Rolle als die einer Opposition. So wird von ihnen in ständig zunehmendem Maße erwartet, daß sie gewisse Dinge zur Sprache bringen, zum Beispiel ihrer Meinung bezüglich der katholischen Presse in der Heimat Ausdruck geben, kritisch dazu Stellung nehmen und durch Mobilisierung der Auslandsöffentlichkeit die Erfüllung diverser Wünsche und Ansprüche, denen vom Staate bisher aus kirchenpolitischen Gründen nicht stattgegeben wurde, beschleunigen. Ins Ausland kommende Pfarrer, hohe geistliche Würdenträger, ebenso aber auch gewöhnliche Touristen klagen mit staunenswerter Offenheit über ihre Probleme; und in gleichem Maße, wie sie eine einseitig negative Kritik von seiten der Emigranten verurteilen, bitten sie um die publi-

zistische und finanzielle Hilfe der im Ausland lebenden Ungarn zur Behebung beziehungsweise Linderung ihrer Probleme.

Das im Ausland lebende Ungarntum hat in seinem «Dialog» für die Kirche Ungarns vorläufig noch auf beiden Seiten eine ganze Reihe von Hindernissen zu überwinden. In Ungarn distanziert man sich an offiziellen Stellen in hohem Maße von den im Ausland lebenden ungarischen Geistlichen: die Einladung solcher Personen zu kirchlicher Tätigkeit nach Ungarn erfordert die Genehmigung von seiten der ungarischen Behörden; das ungarische Konsulat in Wien darf – in Abweichung von den allgemeinen Reiseverfügungen – Geistlichen nur nach vorheriger Erlaubnis von Budapest aus ein Reisevisum ausstellen; für die Seelsorger in Ungarn besteht die strenge Vorschrift, innerhalb von 24 Stunden dem bischöflichen Ordinariat zu melden, wenn in ihrem Seelsorgebezirk ein im Ausland lebender ungarischer Priester auftaucht.

In den Augen der ungarischen Emigration wird sogar der Oppositions-Dialog seinem Sinn nach fragwürdig, und zwar durch die Tatsache, daß der Staat bei seinem Vorgehen im Ausbau einer Koexistenz mit der Kirche nicht einmal den Schein der Partnerschaft wahrt, vielmehr mit den altbewährten Mitteln der Gewalt der Kirche seinen Willen aufzwingt, indem er sich in Dinge einmischt, auch wenn sie völlig in das Ressort der Kirche gehören; dabei bedient er sich Personen, denen die Kirche selbst mit starken Vorbehalten gegenübersteht.

Die Stellungnahme der ungarischen staatlichen Organe

Über das größte Wissen bezüglich der Kirche in Ungarn verfügt der Staat. Die Presse ebenso wie die offiziellen Wortführer bringen leider stets nur jene Dinge zur Sprache, zu denen sie die Vertreter der Kirche jeweils nötigen wollen. Was der Staat von der Kirche will und zu erreichen hofft, ist aus den Vorkommnissen der Verfolgungsmaßnahmen und der Kollaboration ersichtlich, die auch durch die Tagespresse mehr oder weniger bekannt wurden. Vereinzelt Details jedoch, die die Struktur der Dinge beleuchten, sagen mehr als sämtliche offiziellen Communiqués, die durch die Diktion der Ideologie gefärbt sind.

Hat man von der Lage nur einigermaßen Kenntnis, so erkennt man deutlich, daß der ungarische Staat eine legal existierende Kirche nicht nur wünscht, sondern sogar vorschreibt – natürlich in dem für sie ausgedachten Rahmen und in der ihr zugeschriebenen Rolle. So werden die bestehenden Orden, die katholischen Schulen, Presseerzeugnisse, kirchlichen Institutionen keineswegs nur als störendes Hindernis in der Maschinerie des Staates angesehen, obwohl sie von der Ideologie her von vornherein als «rückständig» qualifiziert sind.

Für die in den zwei Mädchengymnasien zugelassenen Ordensfrauen besteht die Vorschrift, daß sie die Unterrichtsstunden in ihren Ordenskleidern abhalten müssen.

Nach Ansicht verschiedener Quellen wird von den Beamten des Staatsamtes für Kirchenfragen sorgsam darauf geachtet, daß diverse Hausgewohnheiten feudaler Hofhaltung früherer Zeiten, wie etwa Soupers bei Kerzenlicht an verschiedenen ungarischen bischöflichen Residenzen, beibehalten werden.

Die kirchliche Führung wurde in Ungarn formell nicht aufgehoben, und auch direkte Einmischungen werden nach Möglichkeit vermieden. Für die staatlichen Direktiven hat sich ein sogenannter «Dienstweg» herausgebildet: Partei – Staatsamt für Kirchenfragen – eventuell: Friedenspriester – Bischöfliche Kurie – Seelsorger. So gesehen könnte man auch sagen, daß die 1950 ihrer Tätigkeit entzogenen Ordensleute «exempt» sind, da sie ja unmittelbar dem Staatsamt für Kirchenfragen unterstehen.

Die auf Abbau zielenden finanziellen Bestimmungsmaßnahmen, die auf Grund der 1950 zwischen dem Bischofskollegium und dem Staat erfolgten Vereinbarung stattfinden sollten, wurden nicht ausgeführt, und zwar gerade aus dem Grund, weil dies in der Praxis eine Aushungerung der Kirche zur

Folge hätte. Im Interesse einer ruhigeren Zusammenarbeit – zahlt der Staat.

«Népszabadság» (Volksfreiheit), das Zentralorgan der Partei, hat sich bezüglich des Themas «Religion» – wie das «Ungarische Kirchensoziologische Institut» in einer wissenschaftlich analysierenden Studie aufgezeigt – seit ihrem Bestehen am meisten mit der Beziehung zwischen Kirche und Staat befaßt und vornehmlich die Meinung vertreten, daß die Kirche, sofern sie bestehen bleiben will, mit dem Staat zusammenarbeiten muß.

Ausländische Beobachter

Die Betrachtungsweise der ausländischen Beobachter wird in erster Linie dadurch bestimmt, von welchem Gesichtspunkt aus sie an das Thema herangehen. Im Ausland ist im allgemeinen ein ehrliches Interesse für die Lage der Kirche in Ungarn festzustellen. Was fehlt, sind entsprechende Informationen und manchmal auch der ernsthafte Hintergrund. Es ist zum Beispiel vorgekommen, daß eine Illustrierte ihr Leserpublikum unbedingt informieren zu müssen glaubte, auf welche Art man hinter dem Eisernen Vorhang religiöse Themen in Sex-Shows einflücht. Einem anderen westlichen Journalisten schien ein Ungarnaufenthalt von wenigen Tagen ausreichend gewesen zu sein, um zu dem Schluß zu gelangen, mit dem «Klischee der schweigenden Kirche» müsse nun endlich aufgeräumt werden. Die Stellungnahmen und Ansichten der westlichen Presse bezüglich der Kirche in Ungarn sind so vielschichtig und auseinandergehend, daß sie ein eigenes Thema für eine ganze Studie ergeben würden.

Kirche in der Gesellschaft

Wir haben nun die Lage der Kirche in Ungarn von fünf Gesichtspunkten her, von fünf ideologischen Beurteilungskriterien ausgehend beleuchtet. Alle fünf Gesichtspunkte stimmen darin überein, daß sie die Kirche als die Partnerin des Staates betrachten und ihre Lage gleichsam in jedem Fall aus dem Blickwinkel dieser Partnerschaft beurteilen.

Auf Grund der Ergebnisse der modernen Gesellschaftsforschung allerdings, und vor allem, seit die Erforschung der Kirche als die einer gesellschaftlichen Institution sich zu einem selbständigen Wissenschaftszweig ausgebildet hat, müssen wir die Gültigkeit einer derart eingengten Darstellung in Frage stellen. Mag auch eine Betrachtungsweise, die kirchliche Lage von dem Gesichtspunkt ihres Verhältnisses zum Staate zu beurteilen, weitgehende Berechtigung haben, vor allem in einer derart gespannten Lage, wie sie für die katholische Kirche Ungarns zutrifft, so können wir doch nicht übersehen, daß eine solche Betrachtungsweise die Kirche nicht in einer primär gesellschaftsbezogenen Relation darstellt als vielmehr in Verbindung eines sekundären, in diesem Falle eines stark ideologiedurchtränkten gesellschaftlichen Gebildes. Das Blühen beziehungsweise das Verkümmern der Kirche hängt aber nicht von komplizierten Gesellschaftsgebilden ab, ebensowenig wie von der Partnerschaft zum Staate; maßgebend ist vielmehr ihre Verkörperung in den grundlegenden gesellschaftlichen Gebilden, in den Gruppengemeinschaften. Als Beweis dieser Behauptung mag die Gültigkeit solcher Fragen, wie sie für die Kirche von lebenswichtiger Bedeutung sind und die aus der Relationsbetrachtung «Kirche und Staat» nicht erfaßt werden können, genügen. Solche Fragen sind zum Beispiel: Welche Veränderungen hat die Ausübung der Religion in verschiedenen Schichten der Gläubigen mitgemacht, wo hat die Treue zum Glauben eine Vertiefung, wo eine Schwächung erfahren, und warum? Wie verhält es sich mit der Landflucht und der religiösen Praxis dieser Leute; wo liegen die Möglichkeiten, wo sind Versäumnisse auf seiten der Kirche festzustellen? Gibt es religiöse Bedürfnisse, die sich infolge der verlängerten Freizeit ergeben, und welche? Welche neuen Probleme bedingt die Frauenarbeit auf dem Gebiet der Religion, welche die weitverbreitete Schwangerschaftsunterbrechung, die wachsende Zahl der Ehescheidungen? Welches ist die vorwiegende Ursache des Atheismus, des Indifferentismus, des Konsum-Verhaltens, und worin äußern sie sich? Mit welchen Mitteln könnten die Hindernisse be-

seitigt werden, die der Liturgie-Réform im Wege stehen? Wie ist das Bild, das sich die junge Generation von den Priestern macht? Was erwartet in unserer Zeit die Familie von der Kirche? - und so weiter. Diese und ähnliche Fragen sind aus der Sicht einer Kirche-Staat-Relation unlösbar, oft sogar sinnlos. Und doch sind es gerade diese Fragen, die entscheiden, ob die Bindung der Menschen zur Kirche, zu Gott erhalten bleibt, wächst, oder aber ob sie im Abbau, im Schwinden ist. Unter Kirche verstehen wir, nach der Formulierung und gemäß der Entscheidung des Konzils, in erster Linie das «Volk Gottes», eine Religionsgemeinschaft, nicht aber den Klerus (wie die ungarischen Behörden es interpretieren) oder irgendeine starre gesellschaftliche Institution, eine Einrichtung, die Museumswert hat und die die Menschen nach und nach ablegen, deren Verschwinden die «Társadalmi Szemle», die ideologische Zeitschrift der kommunistischen Partei Ungarns, bereits mit Bedauern gedenkt.

Wenn wir uns ein reelles Bild von der Lage der Kirche in Ungarn machen wollen; müssen wir in erster Linie von der Frage ausgehen, inwieweit die Kirche in der Gemeinschaft der Gläubigen gegenwärtig ist. Auf weite Sicht hin hängt die Lage der Kirche somit davon ab, ob und in welchem Maße sie es vermag, ihre Aufgabe des Sauerteiges, wie es in dem Gleichnis heißt, zu erfüllen, und dies vor allem in kleinen Gemeinschaften. Und so gesehen können wir die bereits in Gang befindlichen, wenn auch vorläufig erst schwachen und tastenden Ansätze der kirchlichen Gesellschaftsgestaltung, nicht zuletzt gerade wegen des Versagens auf seiten des Staates in seiner Gesellschaftserziehung, in ihrer Bedeutsamkeit nicht hoch genug einschätzen.

Emmerich András SJ, Wien
(Leiter des Ungarischen Kirchensoziologischen Institutes)

Laie - Weltinstitut - Mission

Die Mitglieder unserer Weltgemeinschaft sind vor allem in Unterricht, Spital, Internat, Büro und Fürsorge eingesetzt.

Missionsgebiete: Indien, Afrika, Haiti und Brasilien.

Prospekt und Auskunft durch das Laienmissionswerk
Villa Béata, 1700 Freiburg | Schweiz

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion: 8002 Zürich, Scheideggstraße 45, Telefon (051) 27 26 10.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration Orientierung, 8002 Zürich, Scheideggstraße 45, Telefon (051) 27 26 10, Postcheckkonto 80-27842.

Abonnementspreis: SCHWEIZ: Jahresabonnement Fr. 15.-; Halbjahresabonnement Fr. 8.-; Gönnerabonnement Fr. 20.-; Einzahlungen auf Postcheckkonto 80-27842.

Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. - BELGIEN-LUXEMBURG: bFr. 190.-/100.-. Bestellungen durch die Administration Orientierung.

- DEUTSCHLAND: DM 16.-/8.50, Gönnerabonnement DM 20.-. Bestellungen und Anzeigenannahme durch die Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, 8002 Zürich.

Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Konto Nr. 785, Psch.-Amt Ludwigshafen, oder Nr. 17525 Karlsruhe, Orientierung. - DÄNEMARK: Fr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - FRANKREICH: Fr. 18.-/10.-. Best. durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C.C.P. 1065, mit Vermerk: Compte Ettanger Suisse 20-76791. - ITALIEN-VATIKAN: Lire 2200.-/1200.-, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. - ÖSTERREICH: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. - USA: jährlich \$ 4.-.

Herrn Heierle Paul
Furkastr. 70
4054 Basel

Berichtigung

In den Beitrag «Die Philosophie und das Humanismusproblem» von Prof. Heinz Robert Schlette in der letzten Nummer hat sich auf Seite 211 (rechte Spalte, Mitte) ein sinnwidriger Fehler eingeschlichen. Im Abschnitt «Das Wozu des Menschen» hat der Druckteufel dem Philosophen einen üblen Streich gespielt und aus einer (theoretischen) eine (theologische) Auskunft gemacht, womit der ganze Sinn bis zum Un-sinn verändert ist. Der Satz lautet in seiner authentischen Form folgendermaßen:

«Wenn wir gleichwohl in einer Art umschreibender (operational definition) angeben wollen, welchem Problem wir uns zuwenden, so wäre zu erklären, daß es um die Auffindung einer philosophisch vertretbaren und mitteilbaren theoretischen Auskunft über Wesen, Bestimmung, Sinn, Ziel, kurz gesagt: über das (Wozu) des Menschen geht, ...»

Wir bitten das Versehen zu entschuldigen!

Die Redaktion

INTERKO

Die beliebten und bewährten

biblischen Studienreisen

unter wissenschaftlicher Führung, durchgeführt vom Interkonfessionellen Komitee für biblische Studienreisen

1967 kommen zur Durchführung:

Standard-Programm Heiliges Land

[Libanon, Syrien, Jordanien und Israel]:

Flugpauschalreisen von 17 Tagen,

wovon 15 Tage im Vordern Orient [52. bis 57. Wiederholung]

1. Reise Ostersonntag, 26. März bis Dienstag, 11. April
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Christian Maurer, Bern
2. Reise Ostermontag, 27. März bis Mittwoch, 12. April
Leitung: Dr. theol. Othmar Keel, Zürich und Einsiedeln
3. Reise Dienstag, 28. März bis Donnerstag, 13. April
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Bo Reike, Basel
4. Reise Sonntag, 2. April bis Dienstag, 18. April
Leitung: Pfarrer Walter von Arburg, Weinfelden
5. Reise Montag, 3. April bis Mittwoch, 19. April
Leitung: Prof. Georg Schelbert, Schöneck
6. Reise Montag, 2. Oktober bis Mittwoch, 18. Oktober
Leitung: Prof. Dr. Eugen Ruckstuhl, Luzern

Spezialprogramme:

Griechenland, einschl. Kreta und Rhodos: Montag, 3. April, bis Dienstag, 18. April [16 Tage, 5. Wiederholung]. Leitung: Dr. Rudolf Hiestand, wissenschaftl. Assistent an der Universität Zürich.

Ägypten und Sinai: Montag, 3. April, bis Mittwoch, 19. April [17 Tage, 6. Wiederholung]. Leitung: Dr. Rainer Stadelmann, wissenschaftl. Mitarbeiter am Ägyptologischen Institut der Universität Heidelberg.

Vorder-Orient: Libanon [Byblos], Syrien [Ugarit, Palmyra], Jordanien [einschl. Petra] und Israel. Montag, 3. April, bis Donnerstag, 20. April [18 Tage, 58. Wiederholung unserer Hl.-Land-Reisen] Leitung: Univ.-Prof. Dr. J. H. Stoebe, Basel.

Israel: Sonntag, 10. September, bis Sonntag, 23. September [15 Tage, 4. Wiederholung]. Leitung: Univ. Prof. Dr. Herbert Haag, Tübingen.

Aus Hunderten von begeisterten Anerkennungsschreiben: «Die Reise war ein ganz großes Erlebnis ...» - «Es drängt mich, Ihnen und Ihrem Komitee für die ausgezeichnete Organisation und die klaglose Abwicklung des Programms meine volle Anerkennung auszusprechen.» - Eine frühzeitige Anmeldung ist empfehlenswert. Die Teilnehmerzahl der einzelnen Reisen ist beschränkt. - Referenzliste und detaillierte Programme sowie alle Auskünfte sind erhältlich bei der

Geschäftsstelle des Interkonfessionellen Komitees für biblische Studienreisen

Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern,
Telephon [041] 2 32 95 und 2 44 64